

Allgemeine Moden-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

4.

Ungewöhnlich früh waren heut auch die Allerhöchsten Herrschaften beim Fest erschienen und dasselbe nahm in gewohnter Weise seinen Anfang. Prinz Egon war Anfangs durch seine fürstliche Geburt in die Kreise gebannt, zu denen er durch dieselbe gehörte, bald aber „brach er aus“ wie er es mit einem Sport-Ausdruck bezeichnete und suchte die eigene freie Bahn in den durcheinander fluthenden Wogen der Gesellschaft. Er gestand es sich nicht, aber er wollte, wenn auch nur von fern, Irene sehen, ob sie heiter und glücklich wie immer sei oder ob sein Benehmen, das sie in seiner Absichtlichkeit doch bemerkt haben mußte, einen Schatten in ihre Seele geworfen habe — war das der Fall, dann zeigte sich's auch: sie war ja nicht der mindesten Verstellung fähig, auch wo diese klug gewesen wäre. In der glänzenden und beweglichen Menge, welche alle Räume füllte, war es sehr schwer, Personen, die man suchte, zu finden, und es gelang auch dem Prinzen nicht sogleich, bis zum Ballsaal wieder vorzubringen, nachdem er ihn einmal, als er seinen Ehrenpflichten

genügt, zu einem Streifzuge verlassen hatte. Als er endlich die offene Flügelthür gewonnen hatte, wurde sein Blick durch zwei neue Erscheinungen gefesselt, die im Laufe der Saison noch nicht gesehen worden waren. Der Tanz war eben beendet, die Paare hatten sich getrennt; noch war der freie Raum nicht ganz wieder gefüllt und einzelne Gruppen standen unverdeckt, zur Musterung der Zuschauer in willkommenster Beleuchtung. Es schien aber als würden die meisten Blicke magnetisch auf eine derselben gezogen. Zwei Damen, welche Niemand sich erinnerte in der Gesellschaft je gesehen zu haben, bildeten den Mittelpunkt dieser Gruppe, in welcher man auch Frau von Zellerstein bemerkte: wer waren diese wunderbar schönen Zwillinge? Für Zwillinge hielt man sie Anfangs wegen ihrer Aehnlichkeit, obgleich eine nähere Betrachtung darüber belehren mußte, daß zwischen Beiden doch ein, wenn auch nur geringer Unterschied der Jahre herrschte. Schwestern waren sie aber, das zeigte nicht allein die gleiche Toilette, welche sich eben so durch Geschmac als durch Einfachheit auszeichnete, sondern auch der gleiche Wuchs, der bei der Jüngern nur zartere Formen hatte, während die Ältere zwar auch jungfräulich graziös, aber doch für das Kennerauge schon mehr entwickelt war, vor Allem aber die täuschende Aehnlichkeit der reizenden Gesichtszüge mit dem blendenden Teint und dem schönen braunen Haar. Es war grausam und konnte zu argen Verwechslungen führen, daß die Schwester sich so gar nicht durch eine äußere Verschiedenheit in der Wahl der Farben, des Ausputzes, der Coiffüre, oder

wenigstens der Bouquets, die sie in den fabelhaft kleinen Händen trugen, von einander kenntlich machten.

„Sage mir,“ wandte sich Prinz Egon rasch an einen nahe stehenden Offizier, den er zwar nicht kannte, aber nach der kameradschaftlichen Sitte in der Kaiserlichen Armee, welche zwischen Allen von gleichem Range das brüderliche Du eingeführt hat, mit dieser Form anredete, „kennst Du die beiden fremden Damen? Weißt Du, wer sie sind?“

„Freilich! Es sind die Gräfinnen Hohenwehr,“ antwortete der Offizier, in dessen Mienen auch die unverkennbarste Bewunderung zu lesen war.

Der Name schien den Prinzen betroffen zu machen, er sah den Offizier mit einem fragenden Blick an, als fordere er noch eine Bestätigung der gegebenen Auskunft, an die er nicht recht glauben wollte.

„Die Krone des ganzen heutigen Damenslores, nicht wahr?“ sagte der Offizier. „Warum sie aber jetzt erst kommen, wo die Faschingsfreude zur Reize geht, ist unbegreiflich!“

„Weißt Du auch bestimmt, daß es zwei Gräfinnen Hohenwehr sind?“ fragte der Prinz dringend.

„Freilich! Ich habe sie vorigen Sommer am Rhein gesehen und einen ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zugebracht. Warum zweifelst Du daran?“

„Wo ist ihre Mutter?“ fragte Egon. „Zeige sie mir, wenn sie in der Nähe steht.“

„Die Mutter?“ erwiderte der Offizier lachend. „Schau, das hat schon Mancher nicht anders geglaubt. Denkst Du, es sind Schwestern? Fehlgeschossen! Mutter und Tochter sind's.“

„Unmöglich!“ rief Egon, fast bestürzt.

„Ich kann Dir nicht helfen. Die Sache hat ihre Wichtigkeit. Welche von Beiden die Mutter ist, darüber kann nur ein Blinder in Zweifel sein, aber man würde in Verlegenheit kommen, wenn man sich auf der Stelle entscheiden sollte, welche die Schönste von ihnen ist. Und Du sollst erst mit ihnen näher zusammen sein, mit ihnen plaudern. Soll ich Dich vorstellen? Wie heißt Du — doch wohl eine Durchlaucht, nach Deinem Stern?“

Der Prinz nahm das Erbieten, ohne sich einen Moment zu besinnen, an und nannte seinen Namen, worauf auch der Andere den seinigen, der nichts weniger als hochgeboren klang, angab und ihn mit soldatischer Entschlossenheit die Reihe der Umstehenden durchbrechend, zu den Damen führte, um ihn vorzustellen.

Egon fühlte das Blut in seine Wangen steigen,

als ihn das leuchtende große Auge der Gräfin bei seiner Annäherung traf; er glaubte zu bemerken, daß ein leichter Blitz der Ueberraschung in diesem Auge aufzuckte, als ihr der Prinz von Westerbeld-Altkirch genannt wurde — konnte es auch anders sein? Sie erwiderte die Vorstellung mit einer anmuthigen Verneigung, sein Blick blieb wie durch einen Zauber an den ihrigen gebannt — Beide sahen sich einen flüchtigen Moment tief in die Augen. Dann sprach sie ein Paar freundliche Worte, Egon achtete kaum darauf — was konnte sie ihm sagen als herkömmliche unbedeutende Worte, wie sie bei gleichem gesellschaftlichem Anlaß hundert Mal gesagt werden. In seinem Innern war ein Sturm unruhiger Gedanken erwacht; auch er genügte der Form und fand sich bei der Gräfin und ihrer Tochter leidlich ab; die letztere bat er um einen Tanz und erhielt ihn, wenn auch nicht den nächsten, für welchen ihr Tänzer schon ungeduldrig harrend hinter ihr stand, dann verließ ihn die Gräfin mit einer zweiten, leichtern Verneigung und ging mit der Frau vom Hause nach der Tiefe des Saales.

„Nimm Dich in Acht, Durchlaucht!“ sagte lachend der Husar, welcher Egon vorgestellt hatte. Dieser war sich nicht recht bewußt, ob er sich mit der Sicherheit, die ihn bis jetzt noch keiner Frau gegenüber verlassen, bei diesem für ihn überwältigenden Momente benommen hatte; er war daher auch nicht recht in der Laune, auf die Neckerei des Kameraden scherzend einzugehen, sondern dankte ihm nur ziemlich kühl und vornehm für seine Gefälligkeit und trennte sich von ihm. Der Husar strich seinen schwarzen, magyrisch aufgesetzten Schnurrbart und sah ihm nach — in seinen Augen konnte man einen Ausdruck lesen, der in Worte übersezt wohl ähnlich wie: „Lauf!“ geklungen hätte. Egon suchte auch in die Tiefe des Saales zu gelangen; er drängte sich hinter den eben antretenden Paaren durch und da er mit einem Herrn dabei in unsanfte Berührung gerieth und diesem ein flüchtiges: „Pardon!“ zuwerfen wollte, erkannte er in der Dame, welche der Herr zum Tanze führte, Fräulein Irene von Kuhl. Er richtete seine Entschuldigung an diese und eilte vorüber; seltsam! noch vor einer Stunde hätte ihm die Begegnung mit Irenen das Herz in unruhige Bewegung gesetzt und kurz vor dem gegenwärtigen Zusammentreffen war er in seinem Bestreben sie wieder aufzufinden, nur durch das Intermezzo, das ihn zu der Frage an den Husaren-Mittmeister veranlaßt hatte, gestört worden. Wie kam es denn, daß er jetzt so eilig vorüberging und in seinem Innern die unklarsten Gefühle mit einander

kämpften? Welche Wandlung bereitete sich in ihm vor? Der Moment hatte den Keim dazu gelegt, sie wuchs mit tropischer Treibkraft — für ihre Dauer kein sicher bürgendes Pfand!

Irene hatte sein verändertes Benehmen seit jenem Tage, wo es ihr die Tante zuerst bemerlich gemacht, gegen diese und vielleicht auch gegen sich selbst, nicht zugegeben und für zufällig oder absichtslos erklärt: sie gestand sich nicht ein, daß sie es veranlaßt hatte, aber ein dunkles Gefühl von Unrecht gegen ihn lebte doch in ihrer Seele und darum hatte sie wohl die Bemerkung der Tante abgelängnet. Heute konnte sie endlich der Wahrheit sich nicht mehr verschließen — und sein Betragen gegen sie kränkte ihr Gemüth: es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie auf ihrem mit Blumen bestreuten Wege einen Dorn gefunden hatte. Ihr Tänzer, der ihr die aufmerksamste Huldigung widmete, fand sie gegen ihre sonstige Weise einsilbig, zerstreut. „Schade!“ dachte er. „Ihre Zeit ist vorüber! Sie sollte nicht warten, bis die letzte Rose ihrer Kränze entblättert ist, sondern abtreten, so lange sie noch vermisst wird! Die Wenigsten wissen den rechten Moment eines ehrenvollen Rückzugs zu finden.“

Nach dem Tanze kam Irene mit ihrer Freundin zusammen. Wie sie selbst vor zwei Jahren gefühlt, als sie zum ersten Male in der großen Welt aufgetreten war, glaubte sie Diana, welche heute ihren ersten Schritt dazu gethan, in jener Stimmung zu finden, welche dem jungen Herzen unvergänglich bleibt und nie wiederkehrt. Wohl blickten Diana's Augen voll heiterer Lust und die feinen Züge ihres Gesichts zeigten den Ausdruck unbefangener Freude an dem Genuße des Moments, aber es fehlte der leuchtende Strahl, die wonnige Befriedigung, welche Irene in den zwei Jahren, seit sie im Salon heimisch geworden war, an manchem Mädchenantlitz wahrgenommen hatte. Sie war noch zu jung und lebte selbst noch zu sehr ihrer glücklichen Gegenwart, als daß sie ernstere Betrachtungen jemals daran geknüpft, als mahnenden Gegensatz die verhüllten Zeichen herber Enttäuschung an Andern, deren Sonne im Sinken war, aufgesucht hätte — das wäre von einem siebzehnjährigen Mädchen unnatürlich gewesen — aber heute war sie überrascht, daß Diana von Allem, was sie doch wie eine fremde Zauberwelt umgab, so kalt gelassen wurde und sie konnte eine Frage danach nicht unterdrücken. Diana's seelenvolle Augen gaben ihr eine Antwort, welche sie nicht recht zu deuten wußte, da sie im Widerspruch schien mit der lächelnden Erwiederung, daß sie wahrhaft be-

zaubert und darum nur äußerlich kalt oder vielmehr starr sei.

„Sehe ich Dich morgen?“ fragte Irene rasch. „Ich habe Dich noch so viel zu fragen.“

Meine Mutter wünscht, daß ich sie bei einigen Besuchen begleite —“ erwiderte Diana. „Willst Du gegen fünf Uhr zu uns in das Hotel kommen, so findest Du mich auf jeden Fall. Auch ich habe so viel, so sehr viel mit Dir zu besprechen.“

In fliegender Hast, gleichsam verstoßen mußten diese Worte der Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Mädchen gewechselt werden, denn sie blieben nur einen Moment sich selbst überlassen — zu ihnen fanden sich bald einige jener Unvermeidlichen, welche sich stets das Recht anmaßen, die Schönsten und Ausgezeichnetsten lästig zu umschwärmen, obgleich ihre Persönlichkeit keineswegs zu gleicher Anerkennung geeignet ist; auch ein Paar Damen gefelkten sich zu Irene, um durch sie mit den Gräfinnen Hohenwehr bekannt zu werden, deren Erscheinung wegen des Ungewöhnlichen allgemeinen Aufsehen gemacht hatte. Der Wellenschlag desselben war bis in die Allerhöchsten Regionen gedrungen, obgleich die beiden fremden Schönheiten keinen Schritt gethan hatten, um sich dort präsentiren zu lassen und dadurch noch eine Einladung zu dem morgenden Hofballe zu erobern. Da begann aber schon wieder die Musik mit ihren einladenden Vortakten zum nächsten Tanz und Prinz Egon erschien, um Diana's ihm dazu bereits zugesagte Hand zu nehmen. Es berührte ihn unangenehm, daß er sie im Gespräch mit Irene von Kuhl traf; Beide schienen, da er sie erst stören mußte, schon von früher bekannt und befreundet zu sein. Seine Farbe, die für gewöhnlich etwas bleich war, hatte im Laufe der heutigen Nacht, wie es sonst nie geschah, einen unruhigen Wechsel angenommen, über welchen er sich längst erhaben gewöhnt — jetzt erhöhte sie sich noch mehr: er machte der jungen Gräfin seine auffordernde Verbeugung, wandte sich auch an Fräulein von Kuhl mit einer leichten Frage, ob sie noch für ihn einen Tanz habe, fest überzeugt, wie es auch der Fall war, daß es unmöglich sei und sagte dann in einer gewissen Aufregung zu Diana, ehe er sie in die Reihe führte: „Wissen Sie, gnädigste Comtesse, daß ich um diesen Tanz, den Sie mir gegeben haben, so eben zu Ihrer Frau Mutter getreten bin? Es mag zu meiner Entschuldigung gereichen, daß ich nicht der Einzige gewesen, der durch die wunderbare Ähnlichkeit von Ihnen Beiden — ich kann wohl sagen — verblendet worden ist!“ Er würde sei-

nen Irrthum, der für die Tochter vielleicht nicht schmeichelhaft, — da sie doch immer um eine stattliche Reihe von Jahren jünger war — gewiß nicht erzählt haben, wenn Diana ihn niemals erfahren hätte: auch ließ er sich dabei unwillkürlich von der Strömung in seinem Innern leiten, welche immer reisender wurde. Ihm war es nicht leid, die Tochter durch seine Aeußerung in ihrer Eitelkeit zu verletzen, da seine Gedanken und Sinne sich nur mit der einstigen Braut seines Vaters beschäftigten. „Phädra!“ klang es in seiner Seele, als er mit ihr gesprochen hatte und die Aufregung, in welcher er eben, nachdem die Mutter lächelnd seinen Irrthum eines Moments entschuldigt, vor der Tochter erschien, war die Folge dieses gefährlichen Gedankenspiels mit einer durch den Tod längst entschiedenen Möglichkeit.

Auch Diana lächelte und sagte ihm, während er sie von Irenens Seite entführte, daß sie schon daran gewöhnt sei, mit ihrer Mutter verwechselt zu werden, wozu die gleiche Kleidung natürlich auch beitragen müsse.

Es wäre taktlos gewesen, nach dem Grunde des eigenthümlichen Einfalls zu fragen, der schon in der ganzen Versammlung ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses geworden war und mehr oder weniger wohlmeinend besprochen wurde, länger als man sonst bei einem Gegenstande zu verweilen pflegte. Neu war der Einfall, das gab Jeder unbestritten zu, ob aber schicklich, war eine andere Frage. Gleichgekleidete Schweftern, auch von sehr verschiedenen äußerlichen Vorzügen, ließ man sich gefallen, obgleich es nicht immer geschmackvoll war, aber Mutter und Tochter in raffiniert gleicher Toilette auftretend war eine Neuerung, deren Kühnheit man nicht ohne Weiteres hinnehmen konnte. Gegen dies Urtheil protestirte aber eine andere Partei, welche den Gedanken für originell und pikant erklärte und es war kein Zweifel, daß die Soiree des Ministers von Zellenstein dadurch ein Interesse gewonnen hatte, wie es nach den zur Alltäglichkeit herabgesunkenen letzten Tagen des Faschings nicht mehr zu erwarten gewesen war. Die Gräfin Mutter war in der That eine sehr schöne Frau, mochte ihr unbekanntes Alter noch soviel Jahre zählen! Sie hatte in ihrem Wesen wahrhaftig noch etwas Mädchenhaftes, ihr Gesicht, wenn sie sprach, belebte sich in bezaubernder Weise und wen ihr leuchtendes Auge mit seinem eigenthümlich tiefen Blicke traf, der wähnte einen elektrischen Schlag zu fühlen. Sie tanzte nicht, obgleich sie von mehreren Cavalieren, selbst von einem Prinzen des Herrscherhauses, der als ein besonderer Verehrer des schönen Geschlechts bekannt

war, zum Tanz aufgefordert wurde — gewiß war das ein richtiges Gefühl, nicht mit ihrer Tochter in einer Colonne zu tanzen, warum aber dann überhaupt die herausfordernde Toilette?

„Nun, Herr Bruder?“ fragte der Minister, als er zufällig mit seinem alten Freunde zusammentraf, der die Gräfin höchst aufmerksam beobachtete. „Wirßt Du wenigstens dem Geschmacke Deines verstorbenen Kriegskameraden Gerechtigkeit widerfahren lassen?“

„Allen Respect!“ erwiderte der General. „Ich begreife, daß ein Damenfreund da in Brand gesetzt werden kann. — Sie scheint sich übrigens mit dem ihr zugebacht gewesenen Stieffohne verständigt zu haben, da er wie gebannt in ihre Nähe ist. Ich betrachte mir das schon eine halbe Stunde. Du wirßt morgen Alles durch Deine Frau hören, Frauen haben vor einander keine Geheimnisse, wie ich mir denke.“

„Darin möchtest Du doch irren, bei Deiner mangelhaften Frauenkenntniß“ versetzte Zellenstein. Wer kann sich überhaupt rühmen, das Wesen, das Herz der Frauen ergründet zu haben? Nicht einmal Frauen selbst!“

„Ja, ja, Du phantasirtest neulich schon von einem tiefen Borne,“ sagte der unverbesserliche Weiberfeind trocken. „Indessen, wenn man einen Stein hineinwirft und zählt, bis die Blasen auf der Oberfläche erscheinen, kann man ungefähr berechnen, wie tief er ist. Prosaisch, Herr Bruder, aber praktisch. Probir's einmal bei Deiner Cousine.“

Die Stunden verrannen, das Fest war zu Ende; im Portale des Ministerhotels fuhr ein Wagen nach dem andern an — das Warten darauf in den Vorzimmern oder gar im Corridor und auf der Treppenschucht ist das unangenehme Nachspiel auch der entzückendsten Stunden, wohl geeignet, von einem Seelen- oder Sinnenrausche zu ernüchtern. Prinz Egon hatte die beiden Gräfinnen begleitet und von der Mutter die Erlaubniß erhalten, sich morgen nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen: er stand nun, in seinen weißen Mantel gehüllt und harrete mit großer Ungeduld bis Frieder ihm seinen Wagen melden würde. Der alte General Proß ging an ihm vorüber und fragte ihn, ob er Nachurlaub genommen habe; er verneinte die Frage, in welcher er eine Beziehung suchte, so kurz, als es das Subordinationsverhältniß gestattete. Dann kam der Husar, welcher ihn den Gräfinnen vorgestellt hatte, rasch die Treppe hinab.

„Stolz zu Fuß, unabhängig!“ rief er dem Prin-

zen zu. „Gute Nacht! Angenehme Träume brauch' ich Dir nicht erst zu wünschen.“

Egon hätte die Neckerei — denn was konnte es anders sein! — scharf zurückgewiesen, wenn der Magyar nicht so flüchtig gewesen wäre. Des Prinzen Unmuth ergoß sich also über das schuldblose Haupt seines alten Dieners, als dieser endlich kam und den Wagen meldete. Ich werde Dich in Rhanna zurücklassen, wenn ich zum Regiment gehe,“ sagte er ihm herrisch und unfreundlich, ohne jede Erklärung. „Nichte Dich darauf ein.“

Wie war die Stimmung in den Wagen, die nach allen Richtungen durch die stillen Straßen der Residenz fortrollten, so verschieden, je nachdem das Fest befriedigt hatte oder nicht! Meist ist Alles dann still beschäftigt noch mit dem Erlebten, die Jugend mit dem eigenen Herzen, mit Hoffnungen und Träumen stiller Seligkeit, oft auch mit bitterer Enttäuschung. Auch in dem Wagen der Gräfin Hohenwehr wurde kein Wort gewechselt, bis sie ihre Wohnung erreicht hatten. Dort, als das helle Licht sie umstrahlte, sah die Mutter mit einem prüfenden Blicke ihre Tochter an und Beider Augen ruhten einen Moment liebevoll auf einander, ehe sie den Schlummer suchten. Auch in ihrer Heimath, auf dem Schlosse mit unbeschränkter Räumlichkeit, hatten sie ein gemeinsames Schlafzimmer, wie viel mehr in dem Gasthause der Residenz. Die Mutter hatte ihr Kind, seit es geboren war, nicht von sich getrennt, bis Diana zur Vollendung ihrer Erziehung in das Stift gekommen war; seit ihrer Rückkehr in das mütterliche Haus hatte sie wieder ihre gewohnte Stätte im Schlafgemach bezogen. Es war immer zwischen Beiden, ehe der Schlummer sich auf ihre Augenlider senkte, ein Weilschen in süßer Vertraulichkeit geplaudert worden, und auch heut nach dem Ballfeste zögerte die Mutter, die Kerzen vor ihrem Bette, deren Schein das liebliche Antlitz ihres Kindes beleuchtete, auszulöschen.

„Bist Du sehr müde, Diana?“ fragte sie mit ihrer sanften Stimme.

„Ich bin es nicht, Mama,“ erwiderte Diana. „Ich glaube, daß ich noch lange nicht werde schlafen können.“

„Du warst nicht mit vollem Herzen beim Feste —“ bemerkte die Mutter und Diana konnte hören, daß ihr Ton unsicher klang.

„Findest Du das nicht natürlich?“ erwiderte sie; der Mutter, welche nur halb liegend ruhte und ihr Auge auf dem geliebten Kinde haften ließ, entging es

beim hellen Kerzenschein nicht, daß Dianas Wange bei ihrer Gegenfrage erglühte und ihr eigenes Herz zuckte schmerzlich auf.

„Mein liebes, liebes Kind!“ sagte sie leise und innig; die Bewegung, welche sie übermannt hatte, hinderte sie einen Moment, Diana's Frage, ob sie sich gefallen habe, zu beantworten.

„Du bist an die Vergangenheit erinnert worden, Mama?“ fragte das Mädchen zärtlich, als die Mutter noch schwieg.

„Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!“ rief die Mutter, von ihrem Gefühl widerstandslos hingeworfen in die räthselhafte Tiefe des Borns und die Schaumperlen vom Grunde, der getroffen war, brausten empor — aber sie zerrannen sofort und ließen keine Deutung zu. Erschrocken über sich selbst hatte die Mutter sich schnell und gewaltsam bezwungen. — „Ich darf Dir nicht erst sagen,“ fuhr sie mit bebender Stimme, aber doch ruhiger fort, „daß mich die Begegnung mit dem Prinzen Westerbeld mächtig bewegt hat. Ich habe Dir ja endlich Alles erklärt —“

„Gestern noch sprachst Du so heiter, daß —“ hier stockte Diana.

„Daß Du irre an meinem Herzen wurdest? Das wolltest Du doch sagen?“ fragte die Mutter.

„Mama! wie kannst Du so sprechen!“ rief Diana.

„Du hast auch Recht!“ sagte die Mutter, ohne auf sie zu hören. „Gott gebe, daß Du nicht einmal auch irre wirst an Deinem eigenen Herzen.“ Es lag in dem Tone, mit welchem diese Worte rasch hingesprochen wurden, ein leidenschaftlicher Klang, wie ihn Diana von den geliebten Lippen noch nie gehört hatte und sie fühlte sich fremdartig und schreckhaft davon berührt. — „Ich rede Dir unverständlich, mein süßes Kind,“ fuhr jedoch die Mutter nach einer Pause fort, in welcher es ihr besser gelungen war ihre rebellischen Gedanken zu bezwingen. „Du könntest auch noch nicht Alles begreifen, selbst wenn ich mich bemühen wollte, Dir ein Verständniß zu eröffnen — welches Deinem Herzen nicht erfreulich sein würde. Ich habe Dir gestern auf Deine harmlose Neckerei die Wahrheit gesagt — Du wolltest sie erst nicht glauben, weil ich so leicht und scherzend von dem Manne gesprochen, welchem ich doch meine Hand hatte reichen wollen, von dem Manne, den ein rascher Tod vor nicht langer Zeit erst hinweggerissen hatte — nicht wahr, Diana, das machte Dich irre an mir, das trübte mein Bild in Deiner unschuldigen Seele?“

„Mama —!“ rief Diana in höchster Bewegung und wäre gern an das Herz der Mutter geeilt, wenn sie nicht gewußt hätte, daß diese kein Uebermaß von Gefühlsäußerungen liebte.

„Ich verdanke es Dir nicht! Herzlosigkeit ist wohl eine bittere Entdeckung an denen, die wir lieb haben und Du mußt mich für herzlos halten, wenn ich so sprechen konnte, wie Du mich bei der ersten Begegnung mit dem Prinzen unterwegs hast reden hören und bald darauf vernahmst, in welchem Verhältniß ich zu seinem Vater gestanden habe. Laß Dir aber sagen, Alles was ich Dir jetzt, vielleicht jemals sagen kann. — Der Fürst war ein Mann hoch bei Jahren, und ich — drei Jahre jünger, als ich jetzt bin. — Glaubst Du, daß ich ihn geliebt habe?“ fragte sie mit einer plötzlichen Heftigkeit, vor welcher Diana erbebt. „Du glaubst das nicht! Und dennoch habe ich mich ihm verlobt — meine Hand versprochen, ohne mein Herz — was konnte mich dazu bewegen? Sage mir, Diana, ich beschwöre Dich, was sind Deine Gedanken? Was glaubst Du, daß mich zu dem seltsamen Bunde bewogen habe? Du schweigst?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Schriftsteller auf Reisen.) Vor einigen Wochen kamen zwei Reisende von übrigens ganz reputirlichem Aussehen nach der guten Stadt Colmar in Schweden und stiegen dort in einem der vornehmsten Hotels ab. Der Wirth, welcher sich anfänglich sehr artig um sie bemüht hatte, brachte ihnen das Fremdenbuch und las dann mit ziemlich verächtlichem Achselzucken und Gesichterschneiden, wie der eine der beiden Herren sich einschrieb: „Karl, Schriftsteller.“ Er bekümmerte sich nicht weiter um die Fremden und wies ihnen ein nach hinten heraus, drei Treppen hoch gelegenes Zimmer an.

Die Reisenden verließen das Hotel am nächsten Morgen wieder, der hochnäsige Wirth war aber nicht wenig bestürzt, als man ihm einige Stunden nach deren Abreise folgendes Billet überbrachte:

„Mein Herr, ich hatte die Absicht, acht Tage in Ihrem Hotel in Colmar zuzubringen; da ich aber zu bemerken glaubte, daß Sie sich nicht besonders geehrt fühlten, einen Schriftsteller zu beherbergen, so reiste ich sofort weiter nach Stockholm und werde Ihr Hotel auch nicht wieder besuchen. — Karl, Schriftsteller und König von Schweden.“

Etwas Aehnliches passirte vor einiger Zeit auch dem be-

kannten geistreichen französischen Schriftsteller Léon Gozlan in einem Brüsseler Hôtel. Als er dem mit dem Einschreiben in die Fremdenliste beschäftigten Wirthse seinen Namen und Vornamen angegeben, fragte dieser weiter:

„Ihr Stand?“

„Schriftsteller,“ entgegnete Léon Gozlan.

Der Wirth sah etwas unruhig aus und frug wieder:

„Welches sind Ihre Existenzmittel?“

Gozlan heftete seinen spöttischen Blick auf den Mann und antwortete: „Ich lebe von der Feder.“

Das Gesicht des Wirthes erheiterte sich wieder und er schrieb auf die Fremdenliste: „Léon Gozlan, Schriftsteller und Federhändler.“ Er war nun über die Solidität und die Existenzmittel seines Reisenden völlig beruhigt. — F.

(Zur Geschichte der Rose von Jericho.) Diese in Syrien und Egypten heimische Pflanze mit vielen Aesten, länglichen Blättern und kleinen weißen Blüthen, welche sich, nachdem die Samentörner ihre Reife erlangt haben, zusammenrollt und verdorrt, besitz die wunderbare Eigenschaft, daß ein verdorrter Zweig derselben, und wenn er schon ein Jahrhundert dürr dargelegen, doch sofort wieder grün wird und seine Blüthen wieder ausblühen, wenn man ihn nur eine Viertelstunde in frisches Wasser legt. Nimmt man ihn dann wieder aus dem Wasser, so verliert er ebenso schnell seine Frische und ist von Neuem so dürr und vertrocknet wie vorher. Sie dient deshalb im Orient vielfach bei den Wahrsagereien und Zauberkünsten sowie zur Probe, ob ein Angeklagter schuldig oder unschuldig ist.

Als die Kreuzfahrer in Palästina die Rose von Jericho entdeckt und durch Zufall das Absterben und scheinbare Wiederaufleben derselben bemerkt hatten, begannen sie sie für eine Wunderblume zu halten und zum Gegenstand eines allgemeinen Aberglaubens zu machen. Trug sie doch überdies gleich den anderen Cruciferen, zu denen sie gehört, die Symbole der Passion, die Nägel, die Dornenkrone und das Kreuz! Manche wogen die ziemlich seltene Blume mit Gold auf, da sie ihnen als ein Talisman gegen die Pest galt, welche so oft die christlichen Heerschaaren decimirte; Andere behaupteten, daß sie die Wahrheit von der Lüge unterscheiden lehre, da sie nur noch mehr verdorre, wenn ein Verbrecher oder Lügner sie zum Zeugen seine Unschuld anrufe.

Vor einiger Zeit fand man in einem Kloster eine uralte Handschrift in barbarischem Mönchslatein, wo der fromme Verfasser mit Begeisterung von der „Blume des Leidens“ spricht, die zur Bekräftigung der Wahrheit erblüht und bei der Lüge verdorrt, dieser von Gott geschaffenen Blume, welche das Siegel von dem heiligen Mysterium des Calvarienberges an sich trägt, dem der Mensch die Nacht verdankt, an dem schlüpfrigen Rande des Höllengrundes wandeln zu können, ohne hineinzufrühen, seine Seele in den Flammen des Fegefeuers zu erfrischen und zu reinigen und dann triumphirend in das neue Jerusalem einzuziehen.

„O meine Brüder!“ fährt er fort. „Betrachtet diese Blume, die vielleicht aus einem Tropfen des göttlichen Blutes entstanden, das vom Kreuz auf die steilen Höhen des Calvarienberges floß, diese heilige Blume, welche ein Pilger vom Grabe des Erlösers mit heimgebracht! Widersteht den Prüfungen der Welt, wie sie den sengenden Sonnenstrahlen! Lebt wieder auf gleich ihr in dem heiligen Wasser der Taufe und der Gnade und blühet wie sie einst ewig im Paradiese!“

Die Chroniken sprechen mit nicht weniger Enthusiasmus von der Rose von Jericho und berichten zuweilen sogar ganz interessante Geschichten darüber, wie zum Beispiel die von der schönen Alix, welche sich im südlichen Frankreich ereignete.

Die schöne Alix war die Gemahlin eines Barons, der kurze Zeit nach seiner Vermählung das Kreuz nahm und gen Palästina zog. Man hörte volle fünfzehn Jahre nicht mehr von ihm sprechen und die junge Baronin suchte diese Abwesenheit so gut zu ertragen als es angehen wollte.

Eines Morgens schien es jedoch, als ob die schöne Alix für diese lange Trennung entschädigt werden sollte, denn ein Pilger trat in die Schlosshalle, welcher erzählte, er sei der so lang vermisste Gatte, der von den Ungläubigen Jahre hindurch in Gefangenschaft gehalten worden sei, bis es ihm endlich gelungen, nach unerträglichem Elend und Gefahren aller Art zu entkommen und in die Provence zurückzukehren. Der Pilger war ein Greis, gebeugt durch die Jahre, Gefangenschaft und Elend, noch dazu ganz allein, in Lumpen gehüllt und überhaupt keine angenehme Erscheinung in Bezug auf Aeußeres und Manieren.

Als Dame Alix, bei der die verflossenen fünfzehn Jahre zu den sechzehn, die sie bei ihrer Heirath zählte, hinzugerechnet, die Schönheit nur vermehrt hatten, dieses Phantom vor sich sah, welches sich für ihren Gemahl ausgab, überließ sie ein Schauer und sie erklärte dem Manne, daß sie ihn durchaus nicht wieder erkenne und ihn nur dann ins Schloß lassen werde, wenn er ihr unwiderlegbare Beweise seiner Identität darlegen könne.

Darauf zog der Pilger aus seinem Gewande eine Rose von Jericho, welche kostbare Gabe er für die Ungläubige mitgebracht hatte und rief: „Im Namen Gottes und aller Heiligen, wenn diese verdorrte Pflanze zum Zeugniß dessen, was ich behauptet habe, nicht von Neuem grünt und blühet wie ehemals der Stab Moses, so will ich als Lügner dieses Schloß für immer verlassen!“ Die Schloßherrin, einigermaßen erschüttert durch diese Worte und die Verheißung eines Wunders, betrachtete den Alten von Neuem sehr aufmerksam, aber er kam ihr so häßlich und abstoßend vor, daß sie die Probe bis auf den andern Tag verschob und mit einem Freunde eine Berathung hielt; dieser Freund war ein schmucker Ritter, der das Amt des Trösters bei der schönen Verlassenen versah. Der Ritter ging wiederum einem Eremiten um Rath fragen, einen ehemaligen Kreuzfahrer, der ihm erwiderte: „Laßt mich nur machen, der sogenannte Baron soll schon wieder fortgehen, wie er hergekommen ist, und noch dazu mit Schande bedeckt werden.“

Am folgenden Tage, als alle Vasallen der Baronin zusam-

mengeblasen worden und voller Neugierde auf das Mirakel warteten, zog der angebliche Baron die Rose von Jericho hervor, erzählte von der wunderthätigen Blume, rief sie zum Zeugen für die Wahrhaftigkeit seiner Aussagen an und tauchte sie in das Wasser eines Springbrunnens, der sich inmitten des Schloßhofes befand. Nach wenigen Minuten schön erholte sich die vertrocknete Blume und wurde wieder so frisch, daß alle Anwesenden das Wunder anstaunten.

Die Schloßherrin selbst, obwohl sie keine große Lust dazu verspürte, glaubte nun den Fremdling als ihren Gatten anerkennen zu müssen und war eben im Begriff, ihm die Hand zu reichen und ihm einen Platz an ihrer Seite anzuweisen sowie ihn als Herrn und Gemahl zu begrüßen, als plötzlich der Eremit vortrat und ihr Halt gebot. Die Baronin Alix, welche nichts mehr wünschte, blieb also stehen.

Der Eremit fuhr fort: „Ihr seid das Opfer einer unwürdigen Betrügerei, edle Dame. Diese Rose von Jericho ist bezaubert und belebt sich nur durch das Werk eines Dämons. Jedenfalls hat irgend ein muselmännischer Zauberer sie mit Hilfe seines falschen Propheten beehrt. Hier habe ich eine andere Rose von Jericho, die ich seit langen Jahren in meinem Betzimmer aufbewahre, wohin sie der heilige Petrus der Eremit selbst gelegt hat, der sie mir aus dem heiligen Lande mitgebracht. Ich schwöre nun auf diese heilige Blume, daß dieser Bettler hier ein Lügner und Betrüger ist, der den Strang verdient. Möge diese Rose von Jericho, die gesegnete Gabe des Heiligen, welcher so viele Gläubige zur Befreiung des Grabes Jesu Christi führte, möge sie auf ewig verdorrt bleiben, wenn ich lüge!“

Und er warf seinen Zweig in das Wasser, wo er noch weit schneller frisch und grün wurde als der andere.

Bei diesem Anblick ergriff der Baron oder der, welcher diesen Titel beanspruchte, so schnell als möglich die Flucht unter dem lauten Hohnschrei der Menge, die ihn verfolgen wollte, was jedoch Dame Alix nicht gestattete, welche froh war, den widerlichen Alten so leichten Kaufes losgeworden zu sein. Darauf begab sie sich ins Schloß, nachdem sie die Versammlung wohl bewirthet und entlassen, um mit ihrem Freunde und dem Eremiten noch von der vorübergegangenen Gefahr zu sprechen. Wie es ihr weiter ergangen, davon berichtet die Chronik nichts.

§.

(Ein großmüthiger Russe.) Vor einigen Tagen kam ein sehr reicher russischer Reisender durch Berlin und war im Begriff, sich nach Frankfurt a. M. zu begeben; bei seiner Abfahrt von Berlin ließ er jedoch aus Vergeßlichkeit im Restaurationszimmer des Anhaltischen Bahnhofes seine Reisetasche stehen, in der sich das runde Sämmchen von 275,000 Thalern befand. Während der Fahrt bis Großbeeren vermißte der Reisende mit nicht geringem Schrecken die kostbare Tasche und hatte bei der Ankunft in Großbeeren natürlich nichts Eiligeres zu thun, als nach Berlin deswegen telegraphiren zu lassen und mit dem nächsten Zuge selbst dahin zurückzukehren, wo er auch sogleich wieder in den Besitz der werthvollen Tasche gelangte. Der Buchhalter auf dem Anhaltischen Bahnhofe hatte die zurückge-

lassene Reisetasche sofort nach Abgang des Zuges bemerkt und in Verwahrung genommen; er übergab sie dem Eigentümer sogleich und dieser war so außer sich vor Freude, daß er augenblicklich denbeutel zog und dem Finder eine höchst großmüthige und angemessene Belohnung überreichte, welche in einem Thaler bestand. —

F.

(Ein hartnäckiger Bauer.) Ein Bauer aus dem Dorfe Pogöriach im Unter-Drauthale, der eine kleine Waldparcette besaß, war in einer Stunde der Versuchung über die Grenzen derselben hinausgegangen und hatte in einer benachbarten, zu einem andern Gute gehörigen Waldung Bäume gefällt, weshalb er verklagt worden war. Als ihm der Richter bei der Verhandlung die Klage vorlas und ihn fragte, was er darauf zu erwidern habe, meinte er: „I sag gar nix, als i recurrir!“

„Ja, mein Lieber,“ entgegnete der Richter, „Ihr müßt Euch erst vertheidigen, denn wenn Ihr nichts dagegen zu sagen wüßtet, so würde dies als ein Geständniß angesehen werden.“

„Macht mir nix, i recurrir.“

„Ganz recht, aber jetzt könnt Ihr noch nicht recurriren, da das Urtheil noch nicht bestimmt ist, jedoch später mögt Ihr es thun.“

„Was später Recht is, kann ih a nit Unrecht sein. I han amol das Recht zum Recurriren und i laß mirs nit nehmen, i recurrir.“

„Seid nicht so starrköpfig. Das hat Euch wahrscheinlich Jemand angerathen, und Ihr habt denselben mißverstanden. Wer hieß Euch denn recurriren?“

„Wer mirs g'hasen hat, manen Sö? Da werd wohl nix derhinter sein, wenn ich's sag. Anige Nachbarn habens mir angerathen, denen das Recurriren schon öfter g'holfen hat, und wenn ich's nit verstah, so verhängens schon Dö.“

„Ich wiederhole es Euch,“ meinte der Richter, „erst wenn Euch die Strafe dictirt ist, könnt Ihr recurriren.“

„So bitt' i, dictirens mir die Strafe, damit i do amol recurriren kann.“

„Nun, wenn Ihr es so wollt,“ sprach der Richter, und verurtheilte ihm das Strafurtheil, welches auf drei Tage Arrest lautete. „Jetzt könnt Ihr recurriren, wenn es Euch beliebt.“

„Na, ih recurrir i nit, es zahlt si nit aus,“ antwortete der Bauer und begehrte seine Strafe gleich antreten zu können.

F.

(Ein Telegramm.) Ein belgischer Maler, Namens Stevens, ist als der beste und gewandteste Schlittschuhläufer von ganz Europa berühmt; er erhielt in diesen Tagen eine telegraphische Depesche vom kaiserlichen Hofe aus Paris, wodurch er schleunigst dorthin beschieden wurde, da die Kaiserin Eugenie wünschte, er solle ihren Stuhlschlitten auf dem See im Boulogner Wäldchen fahren; ob der Maler sich auf dies Geheiß hin sofort auf den Weg gemacht, um die Caprice der hohen Dame zu befriedigen, wissen wir nicht.

F.

(Jean Pauls Denkwürdigkeiten.) Unter dem Titel „Denk-

würdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Fr. Richter“ hat Ernst Förster, der Schwiegersohn des Verstorbenen, vier Bände mit Briefen und Sentenzen herausgegeben, die des Charakteristischen und Geistreichen Vieles enthalten. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Briefe von Frauen, die sich mit leidenschaftlicher Freundschaft und Liebe an Jean Paul drängten, der sich, immer sehr freundlich, aber doch meist halb und halb abwehrend dagegen verhielt, obgleich auch sein Herz gar nicht selten ergriffen wurde. Beispiele dafür sind sein Verhältniß zu Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch, Julie von Krüdner, zu der Hofdame Caroline von Feuchtersleben, die er heirathen wollte und zu Caroline Mayer in Berlin, mit der er sich wirklich verband. Er hatte demnach Gelegenheit genug, die Frauen kennen zu lernen und von dieser seiner Kenntniß zeugen zahlreiche Aussprüche, die im vierten Bande jener „Denkwürdigkeiten“ gesammelt sind, z. B.:

Eine echte Freundschaft zwischen Mann und Mädchen wird stets Liebe. —

Nicht Reize geben Liebe, sondern Liebe giebt Reize. —

Weber die liebenden, noch die genialen, noch philosophischen Männer behaupten die Herrschaft in der Ehe, sondern die recht langweiligen, stummen, ärgerlichen und prosaischen. —

Man liebt noch den Ort der Liebe, wenn man gegen die Person keine mehr hat. —

Ohne Liebe giebt es keine Gründe für ein Weib. —

Der beste Mann hat mit dem schlimmsten Weibe eine größere Hölle als die beste Frau mit dem schlimmsten Manne. —

Weiber handeln auch darum bei dem Kaufmanne so lange, um ein schnelles Ja oder Nein zu ersparen. —

Keine Frau könnte durch das Ankleiden so viel gewinnen als verlieren, wenn man ihr dabei zusieht. —

Weiber hassen an Weibern, nicht an Männern, Eitelkeit und Stolz. —

Nichts fand ich bei Weibern so selten als Sanftmuth und Güte gegen Dienstboten. —

Bei den Männern verträgt sich Liebe nicht mit Eitelkeit, bei Weibern sehr gut. —

Die Weiber sind gut, aber schwer werden sie besser. —

Weiberfeinde giebt es viele, aber Männerfeindinnen wenig; Männer-Berächterinnen noch weniger. —

Gehe, Mann, wenn Du Kummer hast, zu einer weiblichen Seele. —

Irgend einmal kommt die Zeit, wo jede Ehefrau sich für klüger hält als den Ehemann, wenn er auch noch so ausgezeichnet. —

Es giebt Mädchen, welche der beste Weltkenner nicht errathen kann; man muß auf die Ehe warten. —

Je mehr ein weibliches Gesicht dem männlichen sich nähert, um so richtiger kann man aus ihm schließen. Dagegen das echte weibliche milde, schöne verbirgt den starken Engel oder schwachen Teufel zugleich. —